

DIETER CHERUBIM

Kontinuität und Diskontinuität in der deutschen Sprache des 20. Jahrhunderts¹

Abstract

Die Entwicklung der deutschen Sprache im 19. Jahrhundert ist in den letzten Jahren näher untersucht worden. Es stellt sich die Frage, ob sich die Sprachentwicklung im 20. Jahrhundert deutlich davon abgrenzen läßt oder ob eher von Kontinuitäten in der Sprachentwicklung um 1900 auszugehen ist. Es gibt einige Evidenzen dafür, daß zwar Veränderungen im Sprachbewußtsein und in der Sprachbewertung zu konstatieren sind, daß viele Modernisierungsprozesse aber, z. B. der Ausgleich zwischen geschriebenen und gesprochenen Formen des Deutschen, bis in die jüngste Zeit kontinuierlich fortschreiten. Einige allgemeine Überlegungen zum Verhältnis von Sprachwandel und Kontinuität führen dann zur Skizzierung eines Forschungsansatzes, bei dem generationale Kontinuität (age grading) in Texten alter Menschen untersucht werden soll.

1. Vorbemerkungen

Die Jahrestagung 1990 des Instituts für deutsche Sprache war dem 19. Jahrhundert gewidmet, in diesem Jahr geht es um das 20. Jahrhundert, das ohnehin primärer und zentraler Gegenstand der Sprachforschung dieser Forschungseinrichtung ist.² Schon bei der Behandlung des 19. Jahrhunderts war Janusköpfigkeit angesagt: Man konnte es nicht fassen, ohne einerseits den Blick zurück auf den Prozeß der Ablösung der ständischen Welt des 18. Jahrhunderts durch das bürgerliche Zeitalter des 19. Jahrhunderts zu richten und ohne andererseits zur Kenntnis zu nehmen, daß es bereits hier um die Voraussetzungen und Grundlagen der Gegenwartsspra-

¹ Nur leicht veränderte und um entsprechende Hinweise ergänzte Fassung des Vortrags auf der Jahrestagung.

² Vgl. Wimmer (1991) und die zum 25jährigen Jubiläum herausgegebene Broschüre: Institut für deutsche Sprache. 25 Jahre. Mannheim 1989.

che, also der Sprache unserer Zeit, ging.³ Überschreiten wir nun die Grenze vom 19. zum 20. Jahrhundert, so scheint auch dafür eine zweifache Perspektive angebracht zu sein: In der Sprachgeschichte oder, wie es am Ende des 19. Jahrhunderts so gerne hieß, im „Sprachleben“⁴ geht es ebenso um die Übergänge wie um die Brüche, um Kontinuitäten ebenso wie um Diskontinuitäten, wobei aber in der Sprachpraxis der Beteiligten und Betroffenen die Kontinuitäten ungleich wichtiger sind, auch wenn ein geschärftes Sprachbewußtsein oder eine lautstark vorgebrachte Sprachkritik bisweilen die Brüche stärker betonen, als es der Realität selbst oder unseren sprachhistorischen Befunden im einzelnen entsprechen mag. Dafür ließen sich viele Beispiele beibringen⁵, unmittelbare Anschauung können uns gerade wieder einmal die aktuellen Debatten um die Orthographiereform vermitteln.

Um Kontinuität und Diskontinuität in der neueren Entwicklung des Deutschen geht es mir auch in meinem Referat, und ich will dieses Thema in drei Schritten bearbeiten, ohne es freilich damit erschöpfen zu können. Erstens will ich – dreifach ansetzend – die Frage behandeln, ob und wo wir überhaupt deutliche sprachliche Differenzen zwischen dem 19. und dem 20. Jahrhundert fassen können; wo also vielleicht Brüche erkennbar sind oder wenigstens Übergänge sichtbar gemacht werden können, die man doch voraussetzen scheint, wenn man – wie im Titel dieses Beitrags – leichtfertig von *der* deutschen Sprache *des* 20. Jahrhunderts spricht.⁶ Zweitens möchte ich einige allgemeine Überlegungen zum Pro-

³ Vgl. dazu Polenz (1987), Cherubim Mattheier (1989) und Cherubim Mattheier/Grosse (1998). Natürlich berührt dies auch das Problem einer Periodisierung der Sprachgeschichte. Vgl. Mattheier (1983), Polenz (1989), Schmidt (1996, S. 27 ff.).

⁴ Vgl. etwa die bekannten Titel von Whitney (1875/1878) und Wegener (1885), zur methodologischen Funktion solcher Metaphorisationen vgl. Schmidt (1986) und Bechert (1988).

⁵ Zu denken ist hier natürlich besonders an das Bewußtsein der Sprachkrise am Ende des 19. Jahrhunderts, worauf gleich näher eingegangen werden soll.

⁶ Aus guten Gründen wird jedoch in den meisten wissenschaftlichen Arbeiten eine solche Formulierung vermieden, sondern stattdessen vom „Deutsch von heute“ (Möller 1961), „heutigen Deutsch“ (Moser 1977), „Gegenwartsdeutsch“ (Glück/Sauer 1990) oder (deutscher) „Gegenwartssprache“ (Braun 1993) gesprochen, womit aber die (jeweils) „zeitgenössische“ deutsche Sprache gemeint ist. Eggers (1973, S. 7 f.) spricht von der „deutschen Sprache im 20. Jahrhundert“, um dem Anspruch auf Vollständigkeit synchronisch wie diachronisch zu entgehen, greift aber ebenso wie Henne (1996), der von der (sprachlichen/literarischen) „Moderne“ redet, bis in das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts zurück. Schmidt (1993, S. 30) führt für das „Deutsch der Neuzeit“ (1450 – Gegenwart) als letzte Untergliederungen das „Deutsch der jüngeren Neuzeit“ (1800–1950) und das „Deutsch der jüngsten Neuzeit“ (1950 – Gegenwart) an.

blem von Kontinuität und Diskontinuität in der Entwicklung von Sprachen anstellen, um so einen notwendigen begrifflichen Rahmen für meinen nächsten Schritt zu entwerfen: nämlich drittens für eine Voruntersuchung zur intergenerationalen Kontinuität in der Sprache des 19. und 20. Jahrhunderts, deren Ansatz ich hier in gebotener Kürze zur Diskussion stellen möchte.

2. Brüche oder Übergänge in der Entwicklung des Deutschen vom 19. zum 20. Jahrhundert

2.1 Das Epochenjahr 1900

Wo die Grenzen des 19. Jahrhunderts und damit zugleich der Beginn des 20. Jahrhunderts sprachhistorisch angesetzt werden können, ist bisher nicht systematisch begründet worden. Man wird kaum annehmen wollen, daß der exakte chronologische Beginn des 20. Jahrhunderts, also jenes magische Jahr 1900 oder 1901⁷, sprachgeschichtlich einen epochalen Einschnitt rechtfertigen könnte, obwohl sich eine Reihe von historischen Ereignissen nennen lassen, die wenigstens symptomatisch für eine Umbruchsituation im Bewußtsein der Zeitgenossen stehen könnten, weil sie zur Reflexion über die Zeit anregten und – freilich in unterschiedlicher Weise – ambivalente Einstellungen auslösten: die Pariser Weltausstellung (1900), die den Triumph der modernen Technik und Wissenschaften so augenfällig machte, aber nicht nur Hoffnungen, sondern auch Ängste auslöste; der Tod der englischen Königin Victoria (1901), die einem ganzen Zeitalter ihren Namen aufgeprägt hatte; die Verleihung des ersten Friedensnobelpreises (1901); der erste erfolgreiche Flug eines lenkbaren Luftschiffs, des Zeppelins (1900), und der Beginn der modernen Fliegerei; das Erscheinen von S. Freuds „Traumdeutung“ (1900), die eine neue innere Dimension, das Unterbewußte, erschloß; physikalische Studien von A. Einstein und M. Planck (1900 ff.), die ein neues Weltbild begründeten; die Entwicklung des Kinos (seit 1894) und die größere Ausbreitung des Telefons u. a. m.⁸ Gerade wenn man die unterschiedlichen „Stimmen der Zeit“ um 1900 berücksichtigt, die verschiedenen Äußerungen zu dem, wie die Vergangenheit wahrgenommen wurde und was man von der Zukunft erwartete, so zeigt sich das Doppelgesicht von „fin de siècle“ und „belle

⁷ Beide Daten werden tatsächlich in verschiedenen Arbeiten für den Jahrhundertwechsel in Anspruch genommen; vgl. etwa Schwartz (1992, S. 284 und passim).

⁸ Für die Ängste und Schwierigkeiten, die z. B. mit der Entwicklung und Etablierung der Fernsprechtechnik verbunden waren, vgl. jetzt den exemplarischen Beitrag von Schwitalla (1996).

époque“, ein Kontinuum mit vielen Nuancierungen oder Brüchen, aber kein scharfer Schnitt, der auch sprachlich hätte verarbeitet werden müssen.⁹

Auch im sprachkulturellen und sprachhistorischen Bereich wird man keinen besonderen Einschnitt um 1900 ansetzen wollen, eher einen kontinuierlichen Übergang sehen, der mit vielfältigen und z. T. widersprüchlichen Erscheinungen etwa die Zeit zwischen 1880 und 1914 ausfüllt. Lutz Mackensen geht z. B. in seiner bekannten Darstellung (1971, S. 9 ff.) von 1889, dem Jahr der Uraufführung von G. Hauptmanns Erstlingsstück „Vor Sonnenaufgang“, aus, in dem er den Beginn eines Prozesses lokalisiert, der letztlich zum Verlust der Vorbildfunktion der Dichtersprache führte und eine neue, „wahre“ oder „moderne“ Sprachform in den Blick rückte, die den lebendigen Sprachgebrauch der Zeit, zumindest in den städtischen Zentren, immer mehr bestimmt: die Umgangssprache. Diese Wendung zur Gegenwart und „Moderne“¹⁰ hat auch seine Entsprechung in der Sprachwissenschaft der Zeit. 1894 erscheint nämlich Hermann Wunderlichs Buch über die Syntax der (geschriebenen) Umgangssprache, dem seine Satzlehre von 1892 vorausgeht; beides Arbeiten, in denen bis zu einem gewissen Grade ernst gemacht wird mit der seit etwa 1880 immer wieder erhobenen Forderung der sog. junggrammatischen Richtung, die sprachhistorischen Untersuchungen müßten an der Gegenwart ansetzen, um dort die „Principien“ der Sprachentwicklung zu erkennen, ohne die eben keine wissenschaftliche Erfassung und Erklärung sprachhistorischer Vorgänge in Vergangenheit und Gegenwart möglich sei.¹¹ Und Wunderlichs Ansätzen von 1892 und 1894, die sich zugleich heftig gegen die unprofessionelle Sprachkritik G. Wustmanns und dessen unangemessenen Sprachbegriff gewandt hatten, korrespondierte dann genau zum Jahrhundertwechsel jener richtungsweisende Ansatz zu sprechsprachlichen Einflüssen in der Schriftsprache von Otto Behaghel, den er 1899 auf der Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins in Zittau

⁹ Vgl. dazu u. a. Cassou (1962), Jost (1989), Gutsche (1989), Schwartz (1992, S. 231 ff.).

¹⁰ Vgl. dazu Mackensen (1971, S. 21 f. und 270); Henne (1996, S. 14 ff.).

¹¹ Explizit findet sich diese Forderung im berühmten Vorwort zu den „Morphologischen Untersuchungen auf dem Gebiet der indogermanischen Sprachen“ von Osthoff/Brugmann (1878), aber sie wird vorbereitet durch W. Scherer (1868). Daß auch Hermann Paul, dessen tatsächliche Hinwendung zur Gegenwartssprache schon in seinen „Principien“ von 1880, mehr noch in der 2. Aufl. von 1886, erst recht in seiner „Deutschen Grammatik“ von 1912–1920 sichtbar ist, Anreger für H. Wunderlich sein konnte und war, belegt Neumann (1988a, S. 32). Generell zum Verhältnis von Sprachsituation und Sprachwissenschaft am Ende des 19. Jahrhunderts vgl. ders. (1988b).

gehalten hatte.¹² Behaghel verweist dabei deutlich auf die Zusammenhänge, die dieses neue Interesse motivierten: nämlich auf die Mundartforschung, die seit 1876 als Großunternehmen (Deutscher Sprachatlas) betrieben wurde, und die Erforschung sozialer Sondersprachen, die besonders durch F. Kluges Arbeiten gefördert wurde.¹³

Otto Behaghel und Friedrich Kluge waren wie Theodor Matthias und Hermann Wunderlich Sprachwissenschaftler, die sich bis zu einem gewissen Grade vom 1885 gegründeten Allgemeinen Deutschen Sprachverein vereinnahmen ließen, während andere ihm eher fernstanden oder ihn sogar ablehnten. Auf die unterschiedlichen Gründe ist hier nicht einzugehen.¹⁴ Auch der Allgemeine Deutsche Sprachverein beschäftigte sich ja mit der Sprache seiner Zeit, wie nicht zuletzt die Rubrik „Zur Schärfung des Sprachgefühls“ in seiner Zeitschrift und viele einzelne Beiträge dort und in seinen anderen Publikationen (Monographien, Richtlinien, Beihefte) zeigen, aber doch vorwiegend unter einer restaurativen und nationalistischen Perspektive. Darauf weisen auch die Hauptschlagwörter seines Programms, Sprachreinigung und Sprachbereicherung, hin. Sein Hauptgeschäft waren also Sprachkritik und Sprachpflege; eine neutrale Bestandsaufnahme und Deutung sprachlicher Entwicklungen seiner Zeit waren von ihm kaum zu erwarten. Dennoch reflektieren Kritik und Verbesserungsvorschläge *auch* Teile der sprachlichen Zeitgeschichte, mindestens Formen ihrer Wahrnehmung.¹⁵ Wunderlich (1892, S. VI) hatte schon die Frage nahegelegt, warum eigentlich die Sprachsituation am Ende des 19. Jahrhunderts von so vielen Beobachtern als „krisenhaft“ erlebt wurde. Polenz (1983) führt diese Erfahrung der Sprachkrise auf eine allgemeine-

¹² Behaghel (1900). Nach einer am Schluß dieses Beitrags stehenden Bemerkung (S. 232) sollen die im selben Beiheft der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins folgenden Beiträge von ihm (zur Wortstellung, zum Dativ-*e* und zur Sprachform der Reden Bismarcks) „einzelne Anschauungen und Aufstellungen“ des ersten Beitrags „weiter ausführen oder näher [...] begründen“. Zur späten Nachwirkung von Behaghels Vorstoß vgl. Betten (1977), (1978).

¹³ Im Umkreis des Behaghelschen Vortrags finden sich weitere, verwandte Beiträge. So Th. Matthias: Die Mundart im Spiegel der Schriftsprache (Beiheft 10, 1896, S. 173–200); H. Wunderlich: Das Sprachleben in der Mundart (Beiheft 12/13, 1897, S. 33–70); O. Brenner: Über das Spiel der Kräfte in der Geschichte der deutschen Schriftsprache (Beiheft 25, 1904, S. 129–142). – Nicht uninteressant sind in diesem Zusammenhang auch eher populär gehaltene Sammlungen von Beobachtungen zum gegenwärtigen Sprachgebrauch bzw. besonderen Erscheinungen; vgl. etwa Brennert (1898). Daß auch die neuen Syntaxdiskussionen am Ende des 19. Jahrhunderts (vgl. Ries 1894) für das Interesse an der Gegenwartssprache förderlich waren, ist, wie gerade die Arbeiten Hermann Wunderlichs zeigen, anzunehmen. Vgl. auch Cherubim (1996a und b).

¹⁴ Vgl. dazu Bernsmeier (1977), Greule/Ahlvers-Liebel (1986, S. 23 ff.).

¹⁵ Vgl. zu diesem Ansatz auch Cherubim (1983a), Meyer (1993).

re Krisenerfahrung, eine Krise des bildungsbürgerlichen Bewußtseins zurück. Dem will ich mich im folgenden noch etwas näher zuwenden, um möglichst weitere Gesichtspunkte für die Abgrenzungs- und/oder Übergangsproblematik zu gewinnen.

2.2 Die Erfahrung der Krise als Symptom des Übergangs

Für viele Historiker und Sprachhistoriker heute ist das 19. Jahrhundert das bürgerliche Zeitalter schlechthin;¹⁶ was nicht meint, daß es aus einem Guß oder in sich geschlossen gewesen wäre. Vielmehr entfaltete sich in ihm „Bürgerlichkeit“ in ganz unterschiedlichen Formen und Graden, z. B. als traditionelles Stadt- und modernes Staatsbürgertum, als Bourgeoisie und Kleinbürgertum, als Bildungsbürgertum u. a. m. Alle diese Formen und Ausprägungen lassen sich vielleicht auf den gemeinsamen Nenner einer bürgerlichen Kultur bringen, die das ganze Jahrhundert dominierte. Jürgen Kocka (1987b, S. 42 ff.) hat deutlich gemacht, daß trotz aller Unschärfen im einzelnen, der Vorteil dieses Begriffs von bürgerlicher Kultur ist, daß er auch als Entwicklungsparameter genutzt werden kann: Mit seiner Hilfe könnten dann Kontinuitäten und Diskontinuitäten zwischen dem 19. und 20. Jahrhundert sichtbar gemacht werden, um die es hier ja geht.

In diesem Sinne hat Hans Mommsen (1987) die „Auflösung des Bürgertums seit dem späten 19. Jahrhundert“ behandelt und diese Entwicklung an einigen Punkten, die auch für Sprachhistoriker wichtige Schnittstellen liefern können, verdeutlicht: etwa an dem Krisenbewußtsein und Werte-Relativismus im mentalen Bereich, an der Ablösung altliberaler durch neokonservative Strömungen im politischen Bereich, am Übergang von Formen offener, selbstbestimmter Assoziationen (des bürgerlichen Vereinswesens im frühen 19. Jahrhundert) zu formierten Gesinnungs- und Lebensgemeinschaften (bis hin zu den späteren Partei- und Massenorganisationen des 20. Jahrhunderts), an der Verunsicherung hinsichtlich der Führungsrolle der Honoratiorengesellschaft, der Entwicklung zweckbestimmter, professioneller Parteiensysteme, der damit verbundenen Delegitimierung des Parlamentarismus usw. usw.

Auch für die Sprachgeschichte, soweit sie, wie bei einigen Autoren, zuletzt bei Angelika Linke (1996), ausdrücklich als Teil einer Geschichte der bürgerlichen Kultur konzipiert ist, lassen sich beim Wechsel vom 19. zum 20. Jahrhundert eher Übergänge als Brüche erkennen: Übergänge nämlich, die meist noch bis in unsere Zeit nachwirken und daher das bürgerliche bzw. sprachbürgerliche Zeitalter bis zur Gegenwart (und vielleicht noch darüber hinaus) verlängern. Ich greife, um das konkreter zu machen,

¹⁶ Vgl. dazu Kocka (1987a), Cherubim (1983b) und einige Beiträge in Cherubim/Mattheier (1989).

zwei Punkte heraus, verweise aber auch in diesem Zusammenhang noch einmal auf das von Mackensen (1971) zusammengetragene, reichhaltige Material.

Man hätte vielleicht erwarten können, daß der Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert bei denen, die sich vor allem als Hüter der deutschen Sprache berufen fühlten, eine besondere Reflexion auf die Sprachsituation und Sprachentwicklung ausgelöst hätte. Sieht man sich daraufhin einmal den ersten Jahrgang des neuen Jahrhunderts, genauer: den 15. Jahrgang der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins (ADSV) von 1900 an, so dominiert offenkundig in den zwölf Nummern dieses Jahrgangs die einfache Fortschreibung des seit 1885 bekannten Programms. Denn die Nr. 1 wird eröffnet mit einem Beitrag zur „Häßlichkeit der Fremdwörter“ und einem weiteren zu dem von G. Wustmann bekanntlich inkriminierten Relativpronomen *welcher, welche, welches* (er stammt übrigens von O. Behaghel); es folgt dann ein Abdruck eines Briefwechsels zwischen Heinrich von Treitschke und Gustav Freytag (eigentlich prononcierten Gegnern des ADSV, die hier aber ein gewisses Verständnis für die Anliegen des Vereins signalisieren) – „unsere Sache hat Fortschritte gemacht“, kommentiert es K. Lohmeyer für den Sprachverein; schließlich findet sich eine Liste von Verdeutschungsmöglichkeiten für das Wort *Interesse* „und seine Sippe“.¹⁷ Der Eindruck der Kontinuität in Sprachpflege und Sprachpraxis („business as usual“) ändert sich auch nicht, wenn man den gesamten Inhalt dieses 15. Jgs. in den Blick nimmt. Ich nenne aber einige, nicht alle angebotenen Themen: Verdeutschung der Monatsnamen, gute alte Wörter in der Schule, Verdeutschung der Speisekarte, militärischer Stil, der Turnvater Jahn als Sprachmeister, Straßennamen, Heeressprache (in vier Teilen!), Beisatz und Aussagewort mit *als* (*Goethe als solcher*), ältere und neuere Erlasse (als Exempel), ein Sprachkritiker des 17. Jahrhunderts (Jakob Sackmann), der Wortschatz eines dreivierteljährigen Kindes, neueste „sprachliche Verirrungen“ (es geht um Neologismen), die volkstümliche Bildersprache, die deutsche Sprache in Ostafrika, die neue Felddienstordnung, Wortschatz der Bauern, deutsche Blumennamen, (noch einmal) die deutsche Speisekarte, dann einige kleinere Wortbeiträge zu *Scheck*, *Snob* und (horribile dictu!) *opening day* (als „Mahnung für deutsche Geschäftsleute“!).¹⁸

¹⁷ Eine eindrucksvolle Übersichtstafel der Verdeutschungsmöglichkeiten von *Interesse* und seiner Sippe findet sich als Beilage zu Nr. 3 des 16. Jgs. der Zeitschrift des ADSV von 1901 (nach S. 97).

¹⁸ Auch die von mir durchgesehen Nachbarjahrgänge zum Datum 1900 (1896–1899 und 1901–1904) bieten ein ähnliches Bild: Im Vordergrund stehen Kampf gegen Fremdwörter (bes. aus dem Englischen), Verdeutschungsbemü-

Es ist, wie man sieht, das alte Programm von Sprachreinigung und Sprachbereicherung, mit deutlicher Akzentuierung von ersterem, mit rückwärts gewandter Tendenz, was Zielsetzung und Vorbilder angeht, und mit unreflektierter, negativer Bewertung der, wie gerade die Abhandlungen von Mackensen (1971) zeigen, tatsächlichen Vielfalt und Dynamik der sprachlichen Wirklichkeit in dieser Zeit. Nur wenige Beiträge in diesem Jahrgang enthalten so etwas wie Zukunftsperspektiven: so ein kleiner Rezensionsartikel von Otto Behaghel zur Zukunft unseres Genitivs (mit einer nicht zutreffenden Prognose) und ein Artikel zur Musteraussprache von Karl Luick, der an die gerade aktuelle Ausspracheregulung anknüpft.

Aufschlußreicher erscheint aber für unser Thema ein sprachhistorischer Rückblick in Heft 4 dieses 15. Jahrgangs. Sein Titel: „Unsere Muttersprache im 19. Jahrhundert“, verfaßt von Konrad Fischer aus Trier. Dem Verfasser geht es vor allem um die nationale Bedeutung der deutschen Sprache: „Mit dem 19. Jahrhundert ist auch die deutsche Sprache wieder zu Ehren gekommen“, heißt es gleich zu Anfang (Sp. 89). Seine Darstellung umfaßt etwa folgende Argumentationsschritte: Um 1800 lag die deutsche Sprache (nach einem Zitat von Friedrich Schiller) als eine „gebildete“ vor (ebda.). Sie wurde aber zunächst noch nicht national angenommen, ja es gab geradezu Neigungen zum Antinationalen (etwa bei Herder und Wieland oder den Romantikern). Das änderte sich zum Glück mit den Freiheitskriegen und der nationalen Erhebung von 1813. Alles hätte so herrlich weitergehen können. Aber um die Jahrhundertmitte gewann dann doch wieder die französische Kultur einen „neuen Reiz“:

„Und so tief faßte diese Vorliebe wieder Wurzel, daß in deutschen Familien sich kein Vorwurf regte, wenn sie ihre Kinder französischen Erziehern oder Erzieherinnen anvertrauten oder sie gar für einige Jahre in französische Schulanstalten schickten, 'zur Vollendung ihrer Bildung', wie es hieß“ (Sp. 93).

Auch an einzelnen Fürstenthöfen war Französisch immer noch Umgangssprache. Folge von all dem war natürlich: „So gerieten die Deutschen in den 50er und 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts ziemlich stark in den Bann des Welschen“ (ebda.). Doch es gab auch Lichtblicke und unbeirrbar Förderer der reinen Deutschs. Hervorgehoben werden die jungdeutschen Dichter, die Schule, die Sänger- und Turnervereine. Dann aber heißt es – endlich – : „Der Völkerfrühling kam. Aus den Heldentaten des Jahres 1870 blühte Segen auf für alle Nationalgüter, auch für die deutsche Sprache“ (ebda.). Seitdem sind Fortschritte zu konstatieren: „In der Reinigung von allem Fremden und Undeutschen, in dem Vordringen des

hungen (bes. im institutionellen Bereich), aktuelle Themen wie Hochlautung (1898) und Rechtschreibung (1901), hier und dort auch Sprachhistorisches.

Hochdeutschen und endlich, allerdings nur in leisen Ansängen, in der Pflege der Aussprache“ (ebda.).

Für die Zukunft sieht der Autor gute Aussichten für die Reinigung (tatsächlich waren die Wirkungen hier, wie wir heute wissen, zwar nicht durchgreifend, aber doch erheblich, was man z. B. am Sprachstand deutscher Emigranten aus dieser Zeit noch ablesen kann). Die Ausbreitung des übergreifenden Hochdeutschen zuungunsten der regional gebundenen Mundarten wird ebenfalls positiv eingeschätzt; sie wird aber als „seltsam“ (Sp. 94) empfunden angesichts des lebhaften Interesses an den Mundarten und ihrer Erforschung in dieser Zeit. Auch hier ist aber aus heutiger Sicht kein Umbruch, sondern eher ein Ausgleich auf der Ebene gesprochener Umgangssprache erfolgt, ein Vorgang, der trotz Otto Behaghels Festvortrag von 1899 damals noch selten von Sprachpflegern und Sprachwissenschaftlern thematisiert wurde. Mit Recht vermerkt wird auch die zunehmende Entstehung einer medialen Diglossie:

„Wer ein Auge dafür hat, kann mit Freude wahrnehmen, daß namentlich die Fähigkeit, das Hochdeutsche schriftlich zu gebrauchen, auf dem besten Wege ist, Allgemeingut zu werden. Heute sind auch die unteren Klassen, Arbeiter und dienende Personen, imstande, sich innerhalb ihres Anschauungskreises schriftlich auszudrücken. Die Kluft, die gerade hierin die Gebildeten von den Ungebildeten trennte, ist wesentlich verkleinert, ein Triumph der deutschen Volksschule“ (Sp. 95).

Aber für die gesprochene Sprache, speziell die Ausspracheregulierung, ist noch viel zu tun. Hier fehlt es sogar an der entsprechenden Moral bei den Gebildeten und insbesondere bei den Frauen:

„Unser Volk ist nur mit einem bescheidenen Sinne für das Schöne ausgestattet, und wenn es ihm auf einem Gebiete dient, geht es achtlos und gleichgültig auf andern Gebieten an ihm vorüber. Man unterwirft sich willig jedem Zwange der Mode, ist auf peinlichste bemüht, alle Regeln des feinen Anstandes und des guten Tons zu befolgen – und ist doch dabei lässig im Gebrauch der Sprache, macht offenbar Fehler und legt keinen Wert auf eine schöne wohlklingende Aussprache, auch wenn die Natur die Mittel dazu gewährt hat. Besonders häufig kann diese Erfahrung da gemacht werden, wo eine im Untergehen befindliche Mundart sich mit dem Hochdeutschen mischt und der Sprache etwas Charakterloses und darum Unschönes aufträgt. Wundern mag man sich billig darüber, daß hier das weibliche Geschlecht so wenig helfend und beispielgebend eintritt, in dessen Hand das Scepter der Schönheit sonst so sicher ruht. Es scheint, als ob ganz vergessen würde, daß das Ohr der Sinn des Gemüts ist, und welch ein herzwinnender Zauber in einer wohlklingenden, angenehmen Aussprache liegt“ (ebda.).¹⁹

¹⁹ Einen vergleichbaren Beitrag mit Behandlung der jüngsten Sprachgeschichte und Zukunftsperspektive liefert Brenner (1904). Interessante Stichworte sind hier „Demokratisierung“ der Sprache (keineswegs positiv gemeint), Einfluß des Oberdeutschen und für die Zukunft die Befürchtung eines „Sprachkampfes mit England um Sein oder Nichtsein des Deutschen“ (S. 141), die Anreicherung der

Selbst wenn man die freilich arg beschränkte sprachhistorische Perspektive dieses Trierer Herrn akzeptierte, so lassen sich dem doch keine Evidenzen für entscheidende sprachliche Umbrüche am Beginn dieses 20. Jhs. entnehmen. Es sind die zentralen, seit dem Abschluß der ersten Standardisierung des Deutschen am Ende des 18. Jahrhunderts hervortretenden Aspekte, die jedoch über das Stichdatum 1900 noch hinausweisen, ja bis heute von Bedeutung sind: das Verhältnis von selbständiger und durch Kontakt mit anderen Sprachen beeinflusster Sprachentwicklung, das Verhältnis von Auto- und Heterozentrierung beim Ausbau des Standards und das Verhältnis von gesprochener und geschriebener Umsetzung in den unterschiedlichen Formen der Sprachpraxis.

Nun noch zu einem zweiten Punkt. Vom Krisenbewußtsein im Bürgertum des ausgehenden 19. Jahrhunderts war schon die Rede. Diese Krise setzte sich ebenfalls weit in das 20. Jahrhundert hinein fort. Konzept und Ideale des traditionellen Bürgertums verloren sich bereits für die junge Generation in der Zeit nach dem 1. Weltkrieg. Ein Zeitzeuge, der Soziologe Theodor Geiger, notierte für 1932 (ich zitiere nach Mommsen 1987, S. 307):

„Die Jugend aller Bevölkerungsteile hat Gefühl und Begriff der Bürgerlichkeit schlechthin verloren. Für uns ältere Generation war Bürgerlichkeit noch eine Lebensform, von der wir die Anschauung hatten, auch wenn wir sie für uns ablehnten. [...] Für die jüngste Generation liegt die Bürgerlichkeit außerhalb aller Erörterungsbedürftigkeit, jenseits jedes Oppositionsinteresses, ja außerhalb der bloßen Kenntnisnahme.“

Diesem allgemeinen Krisenbewußtsein um die Jahrhundertwende entsprach zugleich eine Sprachkrise als Krise des bürgerlichen Bildungsdeutschen, wie es Peter von Polenz (1983) erklärt hat. Während die eben in den Blick geholte, sattsam bekannte Sprachkritik des ADSV als praktische Konsequenz eher eine Flucht aus der Gegenwart in die Fiktion einer klassischen Vergangenheit (zu Schillers „gebildeter“ Sprache) nahelegte, zielte eine andere Sprachkritik, die u. a. mit Namen wie Fritz Mauthner oder Karl Kraus verknüpft ist, eher auf die Gegenwart und Zukunft der deutschen Sprache, wobei sich wiederum mehrere Möglichkeiten abzeichneten: z. B. Sprachskepsis bis hin zur Sprachverweigerung oder Apathie, Sprachverfremdung als „listige“ Sprachkritik der Praxis und das Sprachspiel als Auflösung oder Relativierung der Verbindlichkeiten in der sog. Unsinnspoesie oder im Dadaismus, wovon Helmut Henne (1996) gehandelt hat. Hintergrund dieser anderen Sprachkrise waren, so von Polenz,

Bildhaftigkeit der Sprache durch neue Bezugsbereiche wie Fabrikarbeit, Verkehrsmittel, Wissenschaft und Technik, Geographie, schließlich Kampf gegen Pedanterie und Schwerfälligkeit der Sprache.

u. a. Strömungen in der Philosophie (Nietzsches und Schopenhauers Kulturpessimismus, später auch die Positivismuskritik) sowie die Popularisierung, Kommerzialisierung und Trivialisierung des Bildungsdeutschen in der Massensliteratur und in der Massenpresse. Tendenzen also, die eben weit über den Jahrhundertbeginn hinausreichen, so daß man sich, wie von Polenz es tut, sehr wohl die suggestive Frage stellen kann, „ob nicht etwa unsere ganze Epoche, von der Jahrhundertwende bis heute, Sprachkrise genannt werden muß“ (1983, S. 13).

Alle Beobachtungen und Überlegungen in diese Richtung zeigen also, daß das 20. Jahrhundert weder sozialgeschichtlich noch sprachhistorisch wirklich um 1900 begann. Zwar waren im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts bedeutende Veränderungen auch in den sozialen und kommunikativen Bedingungen der Sprachpraxis eingetreten, Veränderungen also, die kaum *ohne* Auswirkungen auch auf die interne Systematik der deutschen Sprache bleiben konnten, aber man muß sich viele dieser Auswirkungen eher als mittelfristig wirksame und kontinuierliche Umschichtungen vorstellen, die keine wirklichen Umbrüche mit sich brachten. Die Sprachen haben, schon um ihre Verständigungsfunktion zu erhalten, eher einen längeren Atem, und es herrscht in ihnen eine Art Subsidiaritätsprinzip, das kurzfristige Veränderungen in einem Bereich (meist in der Lexik) durch längerfristige Beharrung in anderen (vor allem in der Grammatik) aufhängt oder den Ersatz von Veränderungen in einer Varietät durch Möglichkeiten anderer Varietäten vorsieht. Dazu gleich mehr.

2.3 Umbrüche in der Sprache des 20. Jahrhunderts?

Wo könnten aber vielleicht doch in der Entwicklung der neueren deutschen Sprache Veränderungen angesetzt werden, die dann echte Differenzen zwischen dem 19. und dem 20. Jahrhundert begründeten? Käme dafür die Zeit nach dem 1. Weltkrieg, also die Jahre nach 1918 in Frage? Vieles deutet darauf hin, daß wir es auch hier nur mit der Verstärkung von Tendenzen zu tun haben, die schon länger erkennbar waren: z. B. der Tendenz zur Vermittlung zwischen geschriebener und gesprochener Sprache oder zur Politisierung und Nationalisierung der öffentlichen Sprache, der Tendenz zur Professionalisierung, Spezialisierung und partiellen Formalisierung vieler Bereiche von Alltagssprache, der Tendenz zur Öffnung und Entautomatisierung der Literatursprache (und was man sonst noch finden mag). Sicher sind die Veränderungen im Medienbereich (Presse, Telefon, Hörfunk, Film) bedeutend, aber sie dürften sich sprachlich auch nur längerfristig ausgewirkt haben. Größere Untersuchungen hierzu fehlen leider noch. Ebenso kann man davon ausgehen, daß die neuen Formen der politischen Organisation des Lebens (Parlamente, Parteienpresse, Massenorganisationen usw.) oder die stark veränderten wirtschaftlichen Verhältnis-

se (einschließlich der Wirtschaftswerbung) auch sprachliche Folgen hatten; doch auch hier ist, wie die Analyse politischer Texte zeigen kann, weniger mit starken Neubildungen im einzelnen als mit Verlängerungen, Umdeutungen und spezifischen Instrumentalisierungen eher traditioneller Sprach- und Textmuster zu rechnen.

Daß die 30er Jahre unseres Jahrhunderts sprachgeschichtlich einen Umbruch mit sich brachten, will ich aus ähnlichen Gründen, wie den bereits genannten, nicht glauben. Blicke als Kandidat für einen wirklichen Kontinuitätsbruch noch das Ende des 2. Weltkriegs, also die Zeit zwischen 1945 und 1950. Und tatsächlich begründen diese Zeit bzw. die in ihr auftretenden Veränderungen für viele Sprachhistoriker einen ganz neuen Abschnitt, wenn nicht gar eine neue Epoche. Ich nenne nur einige aktive Vertreter dieser Position: Hans Eggers, Rudolf E. Keller, Stefan Sonderegger, Joachim Schildt, Hugo Moser, Christopher J. Wells, Peter von Polenz und auch die völlig neu bearbeitete, aber immer noch unter dem Namen Wilhelm Schmidts laufende „Geschichte der deutschen Sprache“ (1996). Andere Arbeiten, die sich mit den sog. Tendenzen der deutschen Gegenwartssprache beschäftigen (z. B. Drosdowski/Henne 1980, Sommerfeldt 1986 oder Glück/Sauer 1990) gehen eher implizit von einer „deutlichen Zäsur“ (eine Formulierung Hugo Mosers) aus, während eine dritte Gruppe (z. B. Urs Widmer in seiner Dissertation von 1966 oder Peter Braun, zuletzt in 3. Aufl. 1993) selbst hier noch Argumente für einen eher kontinuierlichen Übergang finden.

Die These vom großen sprachlichen Umbruch nach 1945 wird unterschiedlich begründet und meist nur an sehr allgemeinen Prozessen festgemacht; sie betrifft zudem – zumindest in der ersten Zeit – fast nur die geschriebenen, also die leichter kontrollierbaren Spracherscheinungen, vor allem in Presse und Literatur, und davon wiederum oft nur den Wortschatz. Gerade von den jüngsten Erfahrungen mit der deutschen Wiedervereinigung her wäre es aber auch interessant zu wissen, wo Kontinuitäten oder Diskontinuitäten im Sprechen sichtbar wurden. Hans Eggers (1973, S. 16) sah hier eine Art Akzeleration der Sprachveränderungen wirksam, die dann zum qualitativen Umschlag führte:

„Als Gegenwartssprache gilt uns diejenige Sprachgestaltung, die seit dem Ende des letzten Krieges immer ausgeprägter in Erscheinung tritt. Allerdings rechnen wir [...] mit einer langdauernden Übergangsperiode, die um 1870 einsetzt. Eine anfängliche Phase währt bis zum Ende des Ersten Weltkrieges und läßt den sich anbahnenden Wandel uns erahnen. Von da an vollziehen sich die Änderungen sehr viel stürmischer, und nach dem Zweiten Weltkrieg ist ein Zustand der Schriftsprache erreicht, dessen Strukturen sich deutlich als neuartig charakterisieren lassen.“

Für Peter von Polenz (1989, S. 15) wird die Differenz zwischen seiner vorletzten und letzten Phase durch einen Wandel in der Orientierung begrün-

det: Während von 1870 bis 1950 noch eine monozentrische Tendenz vorherrschte, sei die Entwicklung nach 1950 polyzentrisch verlaufen, eine Art Rückfall, so könnte man fast meinen, hinter die von Oskar Reichmann (1988) postulierte Vertikalisierung des Varietätenspektrums im Deutsch der frühen Neuzeit.

Vor allem kommunikationsgeschichtlich hat Hugo Steger (1983) den „Epochenschnitt“ von 1945 begründet. So ist nach ihm (und in Ergänzung dazu) auf folgende Prozesse hinzuweisen, die eine neue Gegenwartssprache hervorgebracht haben sollen: auf den Wandel im institutionellen Gefüge der Gesellschaft (im Westen zudem anders als im Osten), in den Medien (die zunächst strenger Kontrolle unterlagen), im Bewußtsein (zumindest gewisser literarischer und intellektueller Kreise). Ferner auf den starken Einfluß von seiten des Angloamerikanischen (vor allem im Westen), später auch auf den wesentlich geringeren Einfluß der sog. Gastarbeitersprachen (z. B. Übernahme von Restaurant-Exotismen), schließlich der Sprachen der kaum noch deutschsprechenden Spätaussiedler; auf die durch Flucht, Vertreibung und Aussiedlung bedingte Durchmischung der Regionalsprachen bzw. den damit verbundenen Standardisierungsschub; auf die neuen Medien und deren Gestaltungsformen (zunächst Hörfunk und Fernsehen, Illustrierten-, Boulevard- und Magazinpresse, heute elektronische, z. T. interaktive Medien, daneben unkonventionelle Medien wie Flugschriften, Wandzeitungen und Graffiti); auf neue Generations-, Gruppen- und Szene-Sprachen; auf neue Formen sprachlicher Professionalität und Semi-Professionalität; auf neue Techniken der sprachlichen Persuasion in Werbung, Politik und Beratung; neue Ausdrucksweisen sprachlicher Betroffenheit und eines feministisch motivierten Sprachwandels usw. usw.²⁰

Ich breche an dieser Stelle ab. Eine detailliertere Sprachgeschichte des 20. Jahrhunderts ist erst noch zu konzipieren, aber es ist jetzt schon vor auszusehen, daß darin die Kontinuitäten der Sprachentwicklung eine größere Rolle spielen werden als die Diskontinuitäten. Bevor ich das Problem noch von einer anderen Seite angehe, komme ich im folgenden auf einige allgemeine Gesichtspunkte zu sprechen.

²⁰ Auch neuere Arbeiten zum Erinnerungsjahr 1995 (Schlosser 1995) sehen für 1945 mehr Kontinuitäten (besonders in der literarischen und Alltagskommunikation) als Brüche (z. B. im institutionellen Bereich und der Presse). Restaurative Sprachentwicklungen, Wiederanknüpfungen an alte Sprachmuster, z. B. im Vereinswesen oder der Jugendarbeit, müßten auch erst aufgearbeitet werden. Sprachsystematische Details finden sich am ehesten bei Drosdowski/Henne (1980) und Sommerfeldt (1988), eine neue begriffsgeschichtliche Sprachgeschichte nach 1945 hat vor allem G. Stötzl initiiert. Vgl. z. B. die Hefte 63 und 64 (20. Jg. 1989) der Zeitschrift „Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht“ und den Beitrag G. Stötzels in diesem Band.

3. Kontinuität und Diskontinuität als Problem der historischen Sprachwissenschaft

Mein Versuch, in Anlehnung an die einschlägige Forschungsliteratur Differenzen zwischen dem Deutschen im 19. und im 20. Jahrhundert auszumachen, hat eher sprachgeschichtliche Kontinuitäten als Diskontinuitäten zwischen diesen Jahrhunderten in den Blick gerückt. Erst die relativ deutlich veränderten Kommunikationsbedingungen nach 1945 machten gewisse Umbrüche und damit wirkliche Differenzen wahrscheinlich. Im Detail und überzeugend *nachgewiesen* wurden sie aber bisher, so viel ich sehe, *nicht*. Manches spricht sogar dafür, daß wenigstens zeitweise – vielleicht aus ideologischen Gründen – die Diskontinuitäten stärker betont, die Kontinuitäten und Wiederanknüpfungen an alte Sprachmuster, z. B. in der Literatur-, Wissenschafts- und Alltagssprache, eher vernachlässigt wurden. Das Verhältnis von Kontinuitäten und Diskontinuitäten in der Sprachentwicklung ist aber auch ein allgemeines Problem der historischen Sprachwissenschaft. Mit ihm will ich mich im folgenden kurz befassen, bevor ich dann wieder zu einem konkreteren Aspekt, der Kontinuität bzw. Diskontinuität zwischen den Sprachgenerationen, komme.

Historische Sprachwissenschaft hat es vorrangig mit Sprachwandel und Sprachentwicklung zu tun. Das Problem des 'Sprachwandels' ist eher ein theoretisches oder, wenn man so will, ein zeichentheoretisches Problem: Es geht um Zeichenbildung und Zeichenverwendung. Darauf will ich jedoch nicht eingehen, zumal es ja eine lebhafteste, aktuelle Diskussion dazu gibt. Das Problem der 'Sprachentwicklung' wird traditionellerweise in Sprachgeschichtsdarstellungen behandelt, die sich auf Folgen von Sprachveränderungen konzentrieren, und zwar vor allem auf solche, die sich in funktional interpretierbare, gerichtete Zusammenhänge einordnen lassen. Faßt man historische Einzelsprachen generell als spezielle Techniken kommunikativer Verständigung auf, die sozialer Kontrolle unterliegen und von Generation zu Generation weitergereicht werden müssen, so gehören auch Veränderung und Entwicklung notwendig zu ihrer Erscheinungsweise. Denn sie können als Techniken, die unterschiedliche Aufgaben (mit unterschiedlichen Mitteln) zu erfüllen haben, nur dann funktionieren, wenn ihre Systematik ständig erneuert und angepaßt, gleichsam justiert wird, angepaßt u. a. an veränderte soziale Bedingungen oder neue Situationen sozialen Handelns, an unterschiedliche Interessen und Wissensvoraussetzungen der Handelnden, an deren neuartige Ausdrucksbedürfnisse oder an kommunikative Zwecke, die zwar als Anforderungen schon vorher existierten, aber bisher nicht optimal erreichbar erschienen. Man hat diesen permanenten Prozeß des „Werdens von Sprache“ (Coseriu 1980), der Veränderungen notwendig einschließt, auch

als sich selbst regulierenden (kybernetisch organisierten) Mechanismus verstehen wollen, läuft dann aber Gefahr, Wandel und Entwicklung von Sprachen eben von der Sprachpraxis abzukoppeln, die ihnen notwendig vorausgeht und zugrundeliegt.²¹

Wenn nun aber das Moment der Veränderung unabdingbar zur Erscheinungsweise von Sprachen gehört und prinzipiell weder zu ihrer Systematik noch zu ihrer Funktionsfähigkeit in Widerspruch steht, dann stellt sich die konkretere Frage, wie diese Sprachveränderungen im einzelnen motiviert, eingeführt und schließlich in die vorhandene Systematik eingepaßt werden. Uriel Weinreich u. a. haben dafür schon 1968 eine Reihe von Problemtypen benannt, mit denen jede sprachhistorische Analyse und Entwicklungsbeschreibung fertig werden muß. Ich zähle sie nur auf, ohne sie zu erläutern: Das Restriktions-, das Übergangs- und das Einbettungsproblem, ferner das Bewertungs- und das Auslösungsproblem. In diesen Zusammenhang scheint mir auch das Problem von Kontinuität und Diskontinuität bei der Veränderung und Entwicklung von Sprachen zu gehören. Worum geht es dabei?

Schon Saussure hat bei seiner zeichentheoretischen Begründung des Sprachwandels darauf hingewiesen, daß jeder Wandel Kontinuität voraussetze. Das kann in unterschiedlicher Weise verstanden werden. Zunächst setzt ja Wandel immer eine Differenz bzw. Veränderung zwischen mindestens zwei Zuständen voraus, die auf einer höheren Ebene zu einer gemeinsamen Klasse gehören. Der Begriff 'Wandel' „erheische“, so Helmut Lütke (1980, S. 4), einen Komplementärbegriff 'Kontinuität': „Trivial ausgedrückt: es muß ein bestimmtes Etwas geben, an welchem sich Wandel ausdrückt.“ Man könnte vielleicht auch – bewußt mehrdeutig – sagen, im Wandel zu einem späteren Zustand B ist jeder frühere Zustand A gleichsam aufgehoben. Das ist auch die Interpretation, die Saussure (1967, S. 87 f.) vornimmt: „Das Vorherrschende bei einer jeden Umgestaltung ist aber, daß die ursprüngliche Materie dabei fortbesteht: die Abweichung vom Vergangenen ist nur relativ. Insofern also beruht die Ausgestaltung auf der ununterbrochenen Fortpflanzung.“²²

Eine zweite Interpretation des Kontinuitätsprinzips ergibt sich, wenn man ein allgemeineres kommunikatives Prinzip dazustellen. Sprachliche

²¹ Vgl. z. B. Lütke (1980). Anders Keller (1990), der Sprachwandel aus den Bedürfnissen der kommunikativen Praxis *und* naturgesetzlich erklären will.

²² Vgl. auch Jacob Grimms Äußerung in der Vorrede zum 1. Bd. des Deutschen Wörterbuchs (S. 5): „bei allen durch die zeit hervorgebrachten verschiedenheiten waltet im groszen dennoch eine beträchtliche durchblickende gemeinschaft zwischen alter und neuer sprache, die in allen ihren wendungen und sprängen zu belauschen überraschende freude macht.“

Veränderungen unterliegen auch der Kontrolle durch Verständlichkeit: m. a. W. sie müssen kommunizierbar, nachvollziehbar sein. Morris Halle hat in diesem Zusammenhang von einem „intelligibility constraint“ gesprochen. Das kann durch verschiedene praktische Verfahren sichergestellt werden, z. B.

- durch Minimierung des Abstandes zwischen dem Ausgangszustand und dem veränderten Zustand oder durch Einschalten kleiner Zwischenschritte (wie bei bestimmten Prozessen des Lautwandels),
- durch Ausdehnung des Wandels über einen längeren Zeitraum (z. B. beim grammatischen Wandel),
- durch Begrenzung des Wandels zunächst auf periphere Erscheinungen, bis er später ausgeweitet wird (wie beim morphologischen Wandel),
- durch Nutzung von tradiertem Material oder gängigen Mustern (wie beim analogischen Wandel),
- durch Nutzung von Veränderungstechniken, die üblichen Sprachbildungsverfahren (z. B. Metonymie, Intensivierung, Remotivierung) entsprechen.²³

Eine dritte Interpretation des Kontinuitätsprinzips („jeder Wandel in der Sprache muß durch Kontinuität gesichert sein“) betrifft die Erhaltung der Systematik von Sprachen. Kontinuität wird dadurch gesichert,

- daß sprachliche Veränderungen immer nur bestimmte Bereiche oder Varietäten betreffen, andere hingegen unverändert bleiben (z. B. Wandel im Standard vs. Substandard und vice versa),
- daß selbst bei Überlagerung einer Sprache durch eine andere nicht einfach Ersatz der einen durch eine andere Technik stattfindet, sondern unterschiedliche Verteilungen oder Schichtungen (z. B. Nah- vs. Distanz-kommunikation) intervenieren,
- daß Veränderungen, die von außen kommen (Entlehnungen), prinzipiell, wenn auch in unterschiedlichen Graden, strukturellen Anpassungen unterworfen werden können,
- daß Rückgriffe auf früher aktive Möglichkeiten (Archaismen und Historismen) möglich und durchaus üblich sind.

Geht man also davon aus, daß in den Sprachen Kontinuitätssicherung komplementär zu ihrer Veränderung notwendig ist, so kann man sich fragen, wo sie konkret auszumachen ist. Ich möchte in diesem Zusammenhang folgende Typen von Kontinuität unterscheiden:

²³ Vgl. auch Cherubim (1980).

- (1) Sprachkontinuität, bei der in der eben diskutierten Weise Verständlichkeit und Systematik gesichert wird.
- (2) Textkontinuität, und zwar sowohl hinsichtlich der Form wie des Inhalts von Texten (etwa bei religiösen oder literarischen Texten, Beispiel: Märchen).
- (3) Normkontinuität, wie sie infolge von Standardisierungen und entsprechenden Kodifikationen entsteht.
- (4) Schriftkontinuität, die über die Tradition von Schreibsystemen hinaus auch bestimmte Strukturen von Sprachen über längere Zeiträume hin bewahren kann.
- (5) Kompetenzkontinuität, d. h. Kontinuität im Sprachbewußtsein und im Sprachkönnen von Individuen oder Gruppen, wobei je nach Ausbildung, Interessen usw. große Unterschiede möglich sind.
- (6) Generationenkontinuität, die durch die Koexistenz verschiedener Altersgruppen in einem Raum (Ort, Zeit, Gruppe) gegeben ist. Hierbei können wieder zwei Untertypen ausgemacht werden:
 - (6.1) Kontinuität der Sprache durch Weitergabe zwischen den Generationen (Helmut Lüdtker (1980, S. 4) spricht hier von „Staffettenkontinuität“) und
 - (6.2) Kontinuität durch Koexistenz unterschiedlicher Altersgruppen, also durch Altersschichtung (age-grading) innerhalb von Sprachgemeinschaften.

Mit dem zuletzt genannten Phänomen möchte ich mich im folgenden beschäftigen und dabei den Bogen zurückschlagen zu dem zuerst behandelten Thema, der sprachhistorischen Kontinuität zwischen dem 19. und 20. Jahrhundert in der Entwicklung des Deutschen.

4. Untersuchungen zur Rekonstruktion von Sprachwandel in biographischen Texten

Das Konzept der Altersschichtung innerhalb von Sprachgemeinschaften zu einem bestimmten Zeitpunkt ist, soweit ich sehe, zum ersten Male ausführlicher von Charles F. Hockett (1950) diskutiert, das Phänomen natürlich schon vorher beobachtet worden. Hocketts Vorstellungen wurden dann von William Labov aufgegriffen und für seine bekannten Stadtsprachenuntersuchungen (Labov 1972) genutzt. Die Annahme, um die es hier geht, ist folgende: In jeder natürlichen Sprachgemeinschaft leben Individuen, die sich verschiedenen Generationen zuordnen lassen. Da die zwischen den Generationen tradierte, gemeinsame Sprache von jeder Generation neu rekonstruiert und unter anderen Bedingungen systematisiert werden muß, entstehen – trotz aller sozialer Kontrollen – generationale Diskontinuitäten, die in einem bestimmten Umfang als Projektionen von Sprachwandelprozessen verstanden werden können. Man kann daher

Sprachwandel (wie bisher üblich) im realen Zeitablauf (per Vergleich oder in Längsschnittbeobachtungen) oder indirekt in den Projektionen der Altersschichtung von Sprachgemeinschaften untersuchen.

Rudolf Große (1991) hat in diesem Zusammenhang betont, man dürfe die generationale Schichtung von Sprachgemeinschaften nicht nur in Analogie zur biologischen Generationenabfolge sehen. Jeder Mensch bekommt es im Laufe seiner Sprachsozialisation nicht nur mit seinen Eltern, Großeltern auf der einen Seite, Kindern und Kindeskindern auf der anderen Seite, sondern auch mit Repräsentanten anderer Generationen in ganz unterschiedlichen Kontexten (z. B. in peer-groups, Schule und Berufsausbildung, Vereinen, Institutionen) zu tun. Im ganzen kann man jedoch annehmen, daß jedes sozialisierte Individuum aufgrund dieser Erfahrungen a) eine bestimmte sprachliche Prägung mitbekommt und b) über ein bestimmtes Generationenbild verfügt, das – in unterschiedlichem Grade wahrscheinlich – Zuordnungen von sprachlichen Techniken und Verhaltensweisen zu Altersgruppen ermöglicht. Genau diese Kompetenz mit ihrer jeweiligen generationalen Prägung und einem entsprechenden Sprachbewußtsein, das auch eine Art kollektives Gedächtnis darstellt, kann nun auch Gegenstand sprachhistorischer Untersuchungen sein. Und dies wird bereits praktiziert.

So untersucht Anne Betten seit 1989 biographische Erzählungen jüdischer Emigranten, die in den 30er Jahren von Deutschland nach Israel vertrieben wurden, also zum Zeitpunkt der Aufzeichnung diese Erzählungen, schon recht betagt waren, und die seit ihrer Emigration keine prägenden Kontakte mehr mit dem weiterentwickelten, modernen Deutsch hatten. Betten (1993 a und b) vermutet nun, daß sie in ihren Interviews, Texten einer „distanzierten Mündlichkeit“, die Sprechsprache des gebildeten deutschen Bürgertums der 20er Jahre unseres Jahrhunderts fassen kann, die sich von der heutigen Sprechsprache (in vergleichbaren Konstellationen) deutlich unterscheidet. Sie hofft, durch ihre Untersuchungen die These vom Rückgang der Wirkung schriftsprachlicher Normen in der Sprache seit 1945 (vgl. P. v. Polenz' Polyzentrismusannahme) empirisch bestätigen zu können. In ähnlicher Weise untersucht auch Ulla Fix (Leipzig) biographische Erzählungen, die kommunikative Erfahrungen mit rezenterem Sprachverhalten und offenkundigen Sprachveränderungen in den neuen Bundesländern zum Thema haben. Auch sie erhofft sich, über die Rekonstruktion des kollektiven Gedächtnisses Sprach- und Kommunikationswandel innerhalb des durch dieses Gedächtnis begrenzten Zeitraumes erfassen und dokumentieren zu können.

Ich selbst arbeite seit einiger Zeit an Untersuchungen zu Texten alter und sehr alter Menschen, die ebenfalls sprachhistorisch ausgewertet werden sollen. Mein Material umfaßt bisher drei Sorten von Texten: Altersbriefe, im Alter geschriebene Lebenserinnerungen und Interviews mit

alten Menschen, die von meinem ehemaligen Göttinger Kollegen Ernst-August Roloff im Rahmen einer oral-history-Studie aufgezeichnet wurden.²⁴ Da ich hier noch keine detaillierten Ergebnisse vorlegen kann (leider sind mir solche auch aus den anderen Projekten bisher nicht bekannt), beschränke ich mich auf einige Überlegungen, die meinem Untersuchungsansatz zugrundeliegen und erste Beobachtungen. Einige Beispieltex-te finden Sie in den Materialien.

Ziel der Untersuchungen ist zunächst, die historische Bandbreite in den biographischen Texten zu erfassen. Das betrifft einmal alle sprachsystematischen Ebenen von der Schreibgestaltung und Textpräsentation bis zu den Textmustern und Techniken der Versprachlichung bestimmter Situationstypen und Anlässe; dann auch die unterschiedlichen Varietäten, also neben den standardsprachlichen Mitteln dialektale/regionalspezifische und soziolektale Züge, die oft im Alter erstaunlich „wiederkommen“, meist veranlaßt durch oder im Zusammenhang mit Erinnerungen an die Kindheit. Ein Beispiel dazu finden Sie auch in den Materialien.

Schwieriger sind die historischen Zuordnungen. Historische Nachschlagewerke (Wörterbücher, Grammatiken, Sprachgeschichtsdarstellungen) beschränken sich meist nur auf die (angeblichen) Erst- oder Frühbelege, verzichten aber (auch aus Platzgründen) im allgemeinen auf die Verfolgung von Konstanten oder Kontinuitäten. Historische Stilistiken sind noch Mangelware, man muß sich oft mit normativen Stillehren unterschiedlicher Zeitstufen behelfen. Die Übertragung von Beobachtungen an einzelnen Texten auf die Ebene der historischen Entwicklung von Sprachen ist strenggenommen nicht möglich. Hypothesen über solche Entwicklungen könnten aber dadurch motiviert, vielleicht sogar begründet werden, zumal wenn die Beobachtungen an den Texten sich zunehmend verdichten lassen und durch Textvergleiche kontrolliert werden.

Wie groß die Verfügung über historische Sprachmöglichkeiten im Einzelfall ist, hängt von den jeweiligen Erfahrungen, d. h. Lebensalter, Bildung, Tätigkeit, Interessen etc. ab. Die Sozialdaten der einzelnen Personen, insbesondere ihre Lebensläufe, sind also in jedem Fall mitheran-zuziehen. Texte liefern natürlich immer nur begrenzte Ausschnitte aus Kompetenzen. Das könnte durch Berücksichtigung weiterer Texte derselben Person etwas ausgeglichen werden. Meine Altersbriefe entstammen z. T. Sequenzen, die über einen größeren Zeitraum reichen.

Die Verfügung über die Entwicklung einer Sprache beim einzelnen Menschen (einschließlich der Beeinflussung durch andere Sprachen) kann unterschiedlich groß sein: Für das Sprachstadium der Gegenwart gehen einige Autoren von etwa 4 Generationen (also einem Zeitraum von 120 Jahren) aus. Für Lenneberg (1967) ist das der Raum, in dem normalerweise

²⁴ Vgl. Roloff (1985).

se Generationsunterschiede manifest werden; bei Überlappung der Generationen kann sich das noch verlängern. Man kann aber auch noch eine größere Zeitdimensionierung annehmen. Etwa, wenn man bedenkt, daß man mit alten Menschen Kontakt hat, die ihrerseits in der Jugend mit den Erzählungen alter Menschen konfrontiert wurden und das wieder weitererzählen. So erzählte mein eigener Großvater von Erzählungen eines alten Mannes in seinem Dorf, der noch in der Völkerschlacht bei Leipzig (1813) mitgekämpft hatte. Eine Meldung der Braunschweigischen Landeszeitung von 1890 (also aus der Jugendzeit meines Großvaters) bestätigt diese Konstruktion. Und im Royal Hospital in London zeigt ein Foto in der Vorhalle, das etwa zur gleichen Zeit aufgenommen wurde, ein Treffen der letzten Veteranen, die noch bei Waterloo mitgekämpft hatten. Von Otto v. Bismarck stammt, so berichtet ein Biograph, die Bemerkung, den Erlebnissen eines Menschen müsse man hinzurechnen, was er durch Erfahrung und Erzählung der letztvergangenen zwei Generationen in sich aufgenommen habe.²⁵

Und selbst darüber hinaus sind Erweiterungen noch denkbar, die z. B. indirekt über historische Studien erreicht werden: Theodor Fontane, 1819 geboren, schreibt 1877/78 seinen ersten großen Roman („Vor dem Sturm“) der kurz vor 1813 spielt, in den Erzählungen und Gesprächen der handelnden Personen aber auch immer wieder in die Zeit des „Alten Fritz“ oder (in historischen Exkursen) sogar bis ins 16. und 17. Jahrhundert zurückgreift. Das mögen seltene Ausnahmen sein (obwohl sich bei Schriftstellern das bekanntlich öfters findet), doch man muß eben auch mit Leserfahrungen in Texten älterer Menschen rechnen, die über ihre eigene Zeit und deren unmittelbare Vorzeit hinausgehen.

Doch sprachhistorisch aufschlußreich sind nicht nur die Archaismen und Historismen unterschiedlichen Kalibers und unterschiedlicher Technik, die nach meinen Beobachtungen auch eher seltener in solchen Texten vorkommen, oft noch in bezug auf die Aufnahmesituation distanzierend („so sagte man eben/damals“) markiert sind. Ebenso interessant sind typische sprachliche Modeerscheinungen, die natürlich auch an bestimmte zeittypische Perspektiven und Kulturen gebunden sind, etwa im Bereich des Gefühlsausdrucks, der sozialen Einordnung anderer Personen oder der Bewertung institutionell-politischer Bereiche (wie Militär, Hofleben, Patriotismus, heute Tourismus, den es in dieser Form früher nicht gab (vgl. Artikel Sommerfrische in den Materialien)).

Weitere Beispiele kann ich aus Platzgründen nicht mehr anführen. Der Vorteil solcher Analysen biographischer Quellen besteht ohne Zweifel darin, daß hier die sprachhistorischen Aspekte in ihren kommunikativ-

²⁵ Nach Ernst von Jagemann: Bismarckerinnerungen. In: Deutsche Revue Bd. 37. 1912, S. 248 ff.

pragmatischen Zusammenhängen erscheinen. Die Nachteile liegen, so habe ich auch zu zeigen versucht, auf der Hand.

Literatur

- Bechert, Johannes (1988): Zur vorwissenschaftlichen Herkunft linguistischer Theoriebildungen. In: *Papiere zur Linguistik* 39/2, S. 55–58.
- Behaghel, Otto (1900): Geschriebenes Deutsch und gesprochenes Deutsch. In: *Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins* 17/18, S. 213–232.
- Bernsmeier, Helmut (1977): Der Allgemeine Deutsche Sprachverein in seiner Gründungsphase. In: *Muttersprache* 87, S. 369–395.
- Betten, Anne (1977, 1978): Erforschung gesprochener deutscher Standardsprache. In: *Deutsche Sprache* 5, S. 335–61; 6, S. 21–44.
- Betten, Anne (1993a): Die literaturorientierte Dialogsprache der zwanziger Jahre. Beobachtungen an Interviews mit ehemaligen deutschen Juden in Israel. In: Löffler, Heinrich (Hg.) (1993): *Dialoganalyse IV. Referate der 4. Arbeitstagung in Basel 1992. Teil 1. Tübingen*. S. 187–198.
- Betten, Anne (1993b): Stilphänomene der Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Wandel. In: Stickel, Gerhard (Hg.) (1993): *Stilfragen. (Institut für deutsche Sprache. Jahrbuch 1994). Berlin / New York*. S. 257–279.
- Born, Karl Erich (1981): Der soziale und wirtschaftliche Strukturwandel Deutschlands am Ende des 19. Jahrhunderts. In: Wehler, Hans-Ulrich (Hg.) (1981): *Moderne deutsche Sozialgeschichte. Königstein/Ts.* S. 271–284.
- Braun, Peter (1993): *Tendenzen in der deutschen Gegenwartssprache. Sprachvarietäten. 3., erw. Aufl. Stuttgart / Berlin / Köln.*
- Brenner, Oskar (1904): Über das Spiel der Kräfte in der Geschichte der deutschen Schriftsprache. In: *Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins* 25, S. 129–142.
- Brennert, Hans (1898): *Modeworte. Modedeutsch. Bierdeutsch. Das gebildete Deutsch. Berlin.*
- Cassou, Jean (1962): Politik, Gesellschaft, geistiges Leben. In: Cassou, Jean/Langui, Emil/Pevsner (1962): *Durchbruch zum 20. Jahrhundert. Kunst und Kultur der Jahrhundertwende. München*. S. 5–115.
- Cherubim, Dieter (1980): Abweichung und Sprachwandel. In: ders. (Hg.) (1980): *Fehlerlinguistik. Beiträge zum Problem der sprachlichen Abweichung. Tübingen*. S. 124–152.
- Cherubim, Dieter (1983a): Sprachentwicklung und Sprachkritik im 19. Jahrhundert. Beiträge zur Konstitution einer pragmatischen Sprachgeschichte. In: Cramer (1983), S. 170–188.
- Cherubim, Dieter (1983b): Zur bürgerlichen Sprache des 19. Jahrhunderts. Historisch-pragmatische Skizze. In: *Wirkendes Wort* 33, S. 398–422.
- Cherubim, Dieter (1996a): J. Ries. In: *Stammerjohann* (1996), S. 793–794.
- Cherubim, Dieter (1996b): H. Wunderlich. In: *Stammerjohann* (1996), S. 1022–1023.
- Cherubim, Dieter/Mattheier, Klaus J. (Hg.) (1989): *Voraussetzungen und Grundlagen der Gegenwartssprache. Sprach- und sozialgeschichtliche Untersuchungen zum 19. Jahrhundert. Berlin / New York.*
- Cherubim, Dieter/Grosse, Siegfried/Mattheier, Klaus J. (Hg.) (1998): *Sprache und bürgerliche Nation. Beiträge des 2. Bad Homburger Kolloquiums zur deutschen und europäischen Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts. Berlin / New York.*

- Cheshire, Jenny (1987): Age and generation-specific use of language. In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus (Hg.) (1987): *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. Berlin / New York. S. 760–767.
- Coseriu, Eugenio (1980): Vom Primat der Geschichte. In: *Sprachwissenschaft* 5, S. 125–145.
- Cramer, Thomas (Hg.) (1983): *Literatur und Sprache im historischen Prozeß. Vorträge des Deutschen Germanistentages Aachen 1982. Bd. 2: Sprache*. Tübingen.
- Drosdowski, Günther / Henne, Helmut (1980): Tendenzen der Gegenwartssprache. In: Althaus, Hans-Peter/Henne, Helmut/Wiegand, Herbert Ernst (Hg.) (1980): *Lexikon der Germanistischen Linguistik. 2., vollst. neubearb. und erw. Aufl.* Tübingen. S. 619–632.
- Eggers, Hans (1973): *Deutsche Sprache im 20. Jahrhundert*. München.
- Fischer, Konrad (1900): Unsere Muttersprache im 19. Jahrhundert. In: *Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins* 15/4, S. 90–96.
- Fix, Ulla (1995): Das Generationsgedächtnis und der Sprachwandel. Sprachbiographisches Erinnern als Methode zum Erfassen von Sprachgebrauchswandel. In: Lerchner, Gotthard/Schröder, Marianne/Fix, Ulla (Hg.) (1995): *Chronologische, areale und situative Varietäten des Deutschen in der Sprachhistoriographie: Festschrift für Rudolf Große*. Frankfurt. S. 31–38.
- Glück, Helmut/Sauer, Wolfgang Werner (1990): *Gegenwartsdeutsch*. Stuttgart.
- Greule, Albrecht/Ahlvers-Liebel, Elisabeth (1986): *Germanistische Sprachpflege. Geschichte, Praxis und Zielsetzung*. Darmstadt.
- Größe, Rudolf (1991): Zur Problematik der Generationen im Prozeß des Sprachwandels. In: Bahner, Werner/Schildt, Joachim/Vieweger, Dieter (Hg.) (1991): *Proceedings of the 14th Internat. Congress of Linguists. Vol. II*. Berlin. S. 1372–1374.
- Gutsche, Wilhelm (1989): Jahrhundertserwartungen in Deutschland. In: Klein/Aretin (1989), S. 377–386
- Halle, Morris (1962): Phonology in Generative Grammar. In: *Word* 18, S. 54–72.
- Henne, Helmut (1996): *Sprachliche Erkundung der Moderne*. Mannheim. (Duden-Biträge zu Fragen der Rechtschreibung, der Grammatik und des Stils. H. 53).
- Hockett, Charles F. (1950): Age-grading and linguistic continuity. In: *Language* 26, S. 449–457.
- Jost, Hans Ulrich (1989): Kulturkrise und politische Reaktion. Krisenbewußtsein? In: Klein/Aretin (1989), S. 303–317.
- Keller, Rudi (1990): Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache. Tübingen.
- Klein, Fritz/Aretin, Karl Otmar von (Hg.) (1989): *Europa um 1900. Texte eines Kolloquiums*. Berlin.
- Kocka, Jürgen (Hg. (1987a): *Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert*. Göttingen.
- Kocka, Jürgen (1987b): Bürgertum und Bürgerlichkeit als Probleme der deutschen Geschichte vom späten 18. zum frühen 20. Jahrhundert. In: Kocka (1987a), S. 21–63.
- Labov, William (1972): *Sociolinguistic Patterns*. Philadelphia.
- Lenneberg, Eric H. (1967): *Biological Foundations of Language*. New York.
- Linke, Angelika (1996): *Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts*. Stuttgart / Weimar.

- Lüdtke, Helmut (1980): Sprachwandel als universales Phänomen. In: ders. (Hg.) (1980): Kommunikationstheoretische Fragen des Sprachwandels. Berlin / New York. S. 1–19.
- Mackensen, Lutz (1971): Die deutsche Sprache in unserer Zeit. Zur Sprachgeschichte des 20. Jahrhunderts. 2., neubearb. Aufl. Heidelberg.
- Mattheier, Klaus J. (1983): Sprachgeschichte im 19. Jahrhundert. Protokoll einer Diskussionsrunde. In: Cramer (1983), S. 202–203.
- Mattheier, Klaus J. (1987): Alter, Generation. In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J. (Hg.) (1987): Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. Berlin / New York. S. 78–82.
- Meyer, Kerstin (1993): Wustmanns 'Sprachdummheiten'. Untersuchungen zu einem Sprachratgeber des 19. Jahrhunderts. In: Sprachwissenschaft 18, S. 223–315.
- Möller, Georg (1961): Deutsch von heute. Kleine Stilkunde unserer Gebrauchssprache. Leipzig.
- Mommsen, Hans (1987): Die Auflösung des Bürgertums seit dem späten 19. Jahrhundert. In: Kocka (1987a), S. 288–315.
- Moser, Hugo (1977): Sprachnorm und Sprachwandel im heutigen Deutsch. Festsrede [...] gehalten aus Anlaß der feierlichen Eröffnung des Akademischen Jahres 1975/76 am 20. 10. 1975. Köln / Bonn.
- Neumann, Werner (1988a): Über das Verhältnis von Sprachtheorie und Sprachsituation in Deutschland gegen Ende des 19. Jahrhunderts. In: Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache 8, S. 5–33.
- Neumann, Werner (1988b): 1887: die sprachwissenschaftliche Germanistik zwischen Höhepunkt und Krise. In: Zeitschrift für Germanistik 9, S. 523–536.
- Nipperdey, Thomas (1993): Deutsche Geschichte. Bd. 2: Machtstaat vor der Demokratie. München.
- Osthoff, Hermann/Brugmann, Karl (1878): Morphologische Untersuchungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen. Theil I. Leipzig.
- Polenz, Peter von (1983): Die Sprachkrise der Jahrhundertwende und das bürgerliche Bildungsdeutsch. In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 14/52, S. 3–13.
- Polenz, Peter von (1987): Historische Tiefe in der Sprachforschung. In: IdS-Sprachreport 1, S. 5–7.
- Polenz, Peter von (1989): Das 19. Jahrhundert als sprachgeschichtliches Periodisierungsproblem. In: Cherubim/Mattheier (1989), S. 11–30.
- Reichmann, Oskar (1988): Zur Vertikalisierung des Varietätenspektrums in der jüngeren Sprachgeschichte des Deutschen. In: Munske, Horst Haider u. a. (Hg.) (1988): Wortschatz. Lexikologische Studien [...]. Berlin / New York. S. 151–180.
- Ries, John (1894): Beiträge zur Grundlegung der Syntax: Was ist Syntax? Marburg.
- Roloff, Ernst-August (1985): 100 Jahre Bürgertum in Braunschweig. Teil I: Von der Jasperallee zur Kaiser-Wilhelm-Straße. Braunschweig.
- de Saussure, Ferdinand (1967): Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft. [...]. Übers. von H. Lommel. 2. Aufl. hg. von Peter von Polenz. Berlin
- Scherer, Wilhelm (1868): Zur Geschichte der deutschen Sprache. Berlin.
- Schlosser, Horst Dieter (1995): Gab es 1945 sprachlich eine Stunde Null? In: Muttersprache 105, S. 193–209.
- Schmidt, Hartmut (1986): Die lebendige Sprache. Zur Entstehung des Organismuskonzepts. Berlin. (Linguistische Studien. Reihe A. Arbeitsberichte 151).

- Schmidt, Wilhelm (1996): Geschichte der deutschen Sprache. Ein Lehrbuch für das germanistische Studium. 7., verb. Aufl., erarb. unter der Leitung von Helmut Langner. Stuttgart / Leipzig.
- Schwartz, Hillel (1992): Zeitenwende – Weltenende? Visionen beim Wechsel der Jahrhunderte von 990–1990. Aus dem Amerikanischen von Wieland Grommes und Margret Schulz-Wenzel. Braunschweig.
- Schwitalla, Johannes (1996): Telefonprobleme. (Leidvolle) Erfahrungen mit einem neuen Medium. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 24, S. 153–174.
- Sommerfeldt, Karl-Ernst (Hg.) (1988): Entwicklungstendenzen in der deutschen Gegenwartssprache. Leipzig.
- Sonderegger, Stefan (1979): Grundzüge deutscher Sprachgeschichte. Diachronie des Sprachsystems. Bd. I: Einführung – Genealogie – Konstanten. Berlin / New York.
- Stammerjohann, Harro (Hg.) (1996): Lexicon Grammaticorum. Who's Who in the History of World Linguistics. Tübingen.
- Steger, Hugo (1983): Sprache im Wandel. In: Benz, Wolfgang (Hg.) (1983): Die Bundesrepublik Deutschland. Band 3: Kultur. Frankfurt/M. S. 15–46.
- Wegener, Philipp (1885): Untersuchungen ueber die Grundfragen des Sprachlebens. Halle/S.
- Weinreich, Uriel/Labov, William/Herzog, Marvin I. (1968): Empirical foundations for a theory of language change. In: Lehmann, Winfried P./Malkiel, Yakov (eds.) (1968): Directions for historical linguistics. Austin/London. S. 95–188.
- Whitney, William D. (1875): The Life and Growth of Language. An Outline of Linguistic Science. New York / London.
- Widmer, Urs (1966): 1945 oder die 'neue Sprache'. Düsseldorf.
- Wimmer, Rainer (Hg.) (1991): Das 19. Jahrhundert. Sprachgeschichtliche Wurzeln des heutigen Deutsch. Berlin / New York. (Jahrbuch 1990 des IdS).

Materialien

Süddeutsche Zeitung, 4.9.1995

Sommerfrische

Jeder Vergleich mit allen Benennungen unserer Tage für das nur scheinbar Vergleichbare, den „Urlaub“, verbietet sich schon durch den bloßen Klang, eine Melodie, die unversehens mitschwingt bei dem altmodischen Begriff Sommerfrische. Wer einmal in seinem Leben zu Ferienbeginn auf einem Flughafen war, um den Weg in blaue Fernen anzutreten, weiß, was gemeint ist. In der „Sommerfrische“ liegt schon die Dauer eines Zustands, in dem sich Ruhe, gelegentlich Abgeschiedenheit, Musik, Literatur, Familientreffen, gesellschaftlicher Umgang und produktive Unruhe zusammenfinden.

Vordergründig mag man bei Sommerfrische an Wiener Literaten und Komponisten, an Monarchen in der Trachtenjoppe auf der Pirsch, an Altaussee und Bad Ischl, an Oberbayern und Südtirol denken. An versunkene Welten in jedem Fall, als Personal selbstverständlich, Geld scheinbar auch und Zeit im Hofmannsthalschen Sinn zwar ein „sonderbares Ding“, aber eben auch „rein gar nichts“ war, „wenn man so hinlebt“. Womit nicht der reine Müßiggang gemeint ist, sondern ein arbeitsames Verschwenden an die Zeit, in deren Ablauf der Lehrer für die Kinder oder der Instruktor genauso eingebaut waren wie die Köchin und das Hausmädchen.

Welche Welten liegen zwischen dem Aufbruch in die Sommerfrische und dem Last-minute-Angebot in die Karibik einerseits, dem Club-Urlaub, der „Besinnung“ verheißt – auf was? –, dem Aktiv-, Erlebnis- oder gar „Kur-laub“, dem Stau auf der A 8 von immer neuen Rekordlängen und vor allem der grenzenlosen Hast

und der ungeheuren Erwartungshaltung, die dem allen innewohnt. Die angestrenzte Bemühung, sich möglichst zu Hause und doch fern vom Alltag zu fühlen, macht das allerorten verordnete geforderte und vom Urlauber zu erfüllende Streben nach „Erholung“ zu einem Spiel mit manchmal ungewissem Ausgang.

Kehren wir zurück zur verblichenen Sommerfrische, zum „Davor“ und wie es bewältigt wurde: Man kann davon ausgehen, daß in der großbürgerlichen Familie sehr wohl das Familien„oberhaupt“ Zeitpunkt und vor allem Ort des sommerlichen Erholungseinlasses bestimmte. Und daß es dann der weiblichen Seite überlassen blieb, die nötigen Schritte zur Erreichung des angestrebten Zieles zu unternehmen. Der Aufbruch war von wochenlanger Unruhe begleitet, die sich speiste aus den vielfältigsten Überlegungen, allen Beteiligten gerecht zu werden, und vor allem dem, was ein Umzug so mit sich bringt. Denn nichts anderes war sie, die Sommerfrische: ein Umzug. Der bedeutete End- und Schlußpunkt unter ein wahrscheinlich arbeitsreiches Jahr einerseits und verdienter Genuß des Sommers, den im gelungenen Fall der Dichter dann als „sehr grob“ bezeichnen konnte.

Sozusagen exterritorial verlagerte sich das gesellschaftliche Leben als Variation des städtischen Daseins. Ob die immer größer werdende Familie Mann mit Sack und Pack ins „Tölzhaus“ zog, oder Gerhart Hauptmann in Hiddensee hoffte, Gustav Mahler sich in sein Komponierhäuschen in Maiernigg am Wörthersee vergrub, Johannes Brahms seine Arbeitssommer in Pörtlach oder in Altaussee

verbrachte, Gabriele Münter in Murnau mit Kandinsky zu höchster Form von Kunst- und Lebenssymbiose fand – die Sommer wurden unabhängig von Wetter und Unbilden äußerer Natur schaffend und ruhend gleichermaßen gelebt. Der gesellschaftliche und der ökonomische Bezug fand sich nicht grob und abrupt abgeschnitten, sondern vertieft, erweitert.

Von Gustav Mahler ist verbürgt, daß er mit zwei Dienstmädchen, einem Kindermädchen, drei Klavieren nach Toblach in Südtirol aufbrach, wo die Hunde der Nachbarschaft eingesperrt werden mußten, damit sie den Meister nicht beim Komponieren störten . . . Der Gedanke an „Festspiele“ in Salzburg entstand in langen Gesprächen in dem Kreis, der sich um Hugo v. Hofmannsthal in Altaussee scharte, die Musik zu „Elektra“ wurde daselbst von Richard Strauss komponiert, und in Bansin an der Ostsee ging die Arbeit am „Zauberberg“ zwar nicht im gewünschten Tempo, aber dennoch vorstatten. – Die europäische Geistesgeschichte wäre fast undenkbar ohne die Sommerfrische.

Sicherlich ist es dem demokratischen Gedanken bekömmlicher, daß heutzutage Millionen Menschen wählen dürfen zwischen der Erkundung fremder Kulturen auf den Fidschi-Inseln, Rafting in Kanada oder Sonne auf den Kanaren. Dies alles zu wohlfeilen Preisen. Wir wollen nicht verhehlen, daß die so beschriebene Sommerfrische wohl nur einem kleinen Bevölkerungskreis möglich war. Da wäre dann als Gegensatz auch der Einfachheit der Sommerfrische das Wort zu reden; der Bescheidung, mit der man sich wohl abfand im sommerlichen Quartier. Trotz der

mitreisenden Hilfsgeister.

Es sei erinnert, daß preußische Familien schon immer gerne in Oberbayern ihre Ferien verbrachten und sie damit auch eine für sie fremde Lebensart studieren konnten. Beredtes Zeugnis davon geben der vornehme Knabe Arthur und sein ländlich-bodenständiger Gegenspieler Ludwig in Thomas *Lausbubengeschichten*. Schwarzpulver und Blindschleichen, die dabei eine große Rolle spielen, wären an der Côte d'Azur undenkbar.

Freilich – es sei erinnert, daß da und dort wohl noch „Sommerfrische“ als Lebensgefühl gewünscht und erlebt wird. Es wäre zu bemerken, daß sich sogar höchste politische Amtspersonen gerne jedes Jahr in eine solche begeben. Wovon dann in bunten Gazetten bewundernd ob der Resistenz gegen mallorquinisch-karibisch-kanarische Genüsse zu berichten ist, Trachtenjoppe ersetzt durch Freizeitlook, Hausmädchen durch Staatssekretär, und Fax und das Fernsehen als stiller Teilnehmer des ländlichen Glücks Hofberichterstattung machen dürfen.

Ob allerdings, wie in die „Kaiservilla“ in Bad Ischl, jah-zehntelang sommerfrischer Ort Franz Joseph I. und seiner Sissi, in achtzig Jahren noch Touristenströme an den Wolfgangsee ziehen werden, darf füglich bezweifelt werden. Wobei man hoffen darf, daß Jahrhundertentscheidungen, wie die Kriegserklärung zum Ersten Weltkrieg, die in Bad Ischl unterfertigt wurde, am Wolfgangsee nie zur Disposition stehen. Also ein Hoch auf die Demokratie, die uns solchermaßen vor Unbilden bewahrt und dafür Masse beschert. RENATE GRÄFIN MATUSCHKA

Die Straße der eigenen Kindheit

Wo ist man nicht schon überall entlanggeschlendert? Die Nathan-Road in Hongkong oder den Sunset-Strip in „L.A.“, die Via Condotti in Rom oder die Champs Elysées in Paris. Doch eine Straße gibt es in der Welt, die jeden Menschen besonders anrührt: Es ist die Straße der eigenen Kindheit.

Es war Zufall. Ich parkte auf dem Wilhelmstorwall – dort, wo ich vor mehr als 50 Jahren gewohnt habe. Plötzlich tauchten Bilder auf. In diesen knorrigen Baum vor Dr. Noltes Haus habe ich einst meine Holz-„Peker“ geschleudert, bis die Kastanien prasselten. Im Garten von Nr. 4 rumpelte ich mal in einem Bollerwagen den Abhang hinab in den damals noch reichlich Okerwasser führenden Bosselgraben. Horst Hosse, der Nachbarsjunge, zog mich wieder raus. Dort, unter Sefkows Balkon, sammelten wir nach dem schweren Ostersonnabend-Angriff 1944 Bombensplitter am Rand der riesigen Trichter.

Mit manchen Häusern verbinden sich Namen, die keiner mehr nennt. Doch an anderen Türen hängen noch die gleichen Namensschilder wie damals: Mühlenpfordt und Gutzeit, Fricke und Lange. -pf.

Braunschweiger Zeitung, 29.7.1995

Das Neueste von gestern

Vor 100 Jahren, im Jahr 1890, berichtete die Braunschweigische Landeszeitung, die Vorgängerin der heutigen Braunschweiger Zeitung, unter anderem über diese Begebenheiten:

„Am vorigen Freitag starb in Görlitz ein fast 95 Jahre alter, am 13. März 1795 geborener Veteran der Freiheitskriege von 1813–1815, Georg Schmidt. Im Jahre 1814 war er am Typhus erkrankt, für tot gehalten und deshalb in die Leichenkammer geschafft worden, wo ihn am andern Tage zu ihrem nicht geringen Erstaunen die Leichenträger, die ihres Amtes walten wollen, inmitten der Soldatenleichen sitzen sahen.“
(30. Januar)

Braunschweiger Zeitung, 1990